

Blätter für Heimatkunde

Herausgegeben vom
Historischen Verein
für Steiermark

Geleitet von
Günter Cerwinka
und Burkhard Pöttler



94. Jahrgang, Heft 1/2

Graz 2020

Inhalt

	Seite
EBERHARD FRANZ: <i>Aus der Geschichte der Deutschlandsberger Zündholzfabrik und der Familie Czerweny Arland</i>	3
ELFRIEDE MARIA HUBER-REISMANN: <i>Matthäus Mauracher. Über das Leben und Schaffen des bekannten Orgelbauers mit Augenmerk auf dessen Orgel in Eggersdorf</i>	9
INGO MIRSCHE: <i>Germanische Vollbärte ersparen Zeitaufwand für Rasur. Kuriose Grazer Ratschläge vom Herbst 1944 für den „Endsieg“</i>	16
BERNHARD REISMANN: <i>Joseph von Aschauer (1782–1843). Leben und Wirken eines frühen Professors am steiermärkisch-ständischen Joanneum</i>	29
MARKUS ROSCHITZ: <i>Der Grazer Philosoph Ernst Mally in Schwanberg</i>	41
BENEDIKT STANZEL: <i>„Hie ligt begraben...“. Inschriften auf ausgewählten Grabdenkmälern der Stadtpfarrkirche Deutschlandsberg</i>	45
WINFRIED STELZER: <i>Zur Ablassinschrift an der ehemaligen Pfarrkirche St. Ruprecht in Bruck an der Mur</i>	54
LEOPOLD TOIFL – HERMANN KURAHNS: <i>Damit die „Christen Seellen ... liberirt werden möchten“. Der Überfall auf Zeltling bei Bad Radkersburg am 26. Februar 1655 und seine Folgen</i>	57
<i>Besprechungen</i>	
800 Jahre Diözese Graz-Seckau. Hg. v. M. Sohn-Kronthaler, R. K. Höfer, A. Rubri (2018) (Peter Wiesflecker)	78
Paul Parin, <i>Untrügliche Zeichen von Veränderung. Jahre in Slowenien (2019)</i> - (Heinrich Pfandl)	79
Günther Jontes, <i>Vor tausend Jahren. Stift Göss in Leoben als älteste Klostergründung der Steiermark (2020)</i> (Günter Cerwinka)	81
<i>Aus dem Vereinsleben</i>	83

Das Umschlagbild ist dem Beitrag von Leopold Toifl und Hermann Kurahns entnommen.

Gedruckt mit Unterstützung von



Stadt **GRAZ** Kultur

Von den Aufsätzen dieser Zeitschrift erscheinen Auszüge und Verzeichnisse in Historical Abstracts.
AU ISSN 0006-4459

Der Nachdruck dieser Aufsätze ist nur mit Bewilligung der Verfasser gestattet. Die Verfasser sind für den Inhalt ihrer Beiträge verantwortlich. – Verlag, Eigentümer und Redaktion: Historischer Verein für Steiermark, 8010 Graz, Karmeliterplatz 3. – ZVR-Zahl 623057694. – Vereinsobmann: Hofrat Dr. Gernot P. Obersteiner, MAS, 8010 Graz, Karmeliterplatz 3. – Verantwortliche Schriftleiter: Ao. Univ.-Prof. i.R. Dr. Günter Cerwinka, 8225 Pöllau bei Hartberg 293, E-Mail: guenter.cerwinka@uni-graz.at, und Ao. Univ.-Prof. Dr. Burkhard Pöttler, 8010 Graz, Attems-gasse 25/I, E-Mail: burkhard.poettler@uni-graz.at. – Umschlag: Weitzer/Hütter, Graz, unter Verwendung des Unterdruckentwurfes von Gert Christian, Leibnitz. – Herstellung: Crossdesign, Werbeagentur Mag. Helmut Weitzer, Kaiserfeldgasse 1, Stiege 1, 2. Stock, 8010 Graz. – Preis des Jahrganges: € 12.–.

„Blattlinie“: Wissenschaftliche, landeskundliche Zeitschrift.

399–435). In allen Beiträgen gelingt es, einen großen Bogen zu spannen und das jeweilige Themenfeld in Zeit, Kirche und Gesellschaft zu verorten.

Kirchlich-religiöses Leben schildern SOHN-KRONTHALER in ihrem Beitrag *Maria und Heilige – Verehrung und Wallfahrt* (S. 334–359) und ALOIS RUHRI in *Volksfrömmigkeit und kirchlicher Jahreskreislauf in Mittelalter und Neuzeit* (S. 360–373).

Den reich illustrierten Band schließt ein Anhang ab, in dem u. a. die Salzburger Metropolen, die Bischöfe, Administratoren, Koadjutoren und Kapitularvikare der Diözese Seckau bzw. Graz-Seckau, der einstigen Diözese Lavant und heutigen Erzdiözese Maribor/Marburg sowie der Diözese Leoben verzeichnet sind, ebenso die Weihbischöfe von (Graz-)Seckau und die Generalvikare von (Graz-)Seckau und Leoben.

In ihrer Einleitung hielten die Herausgeber fest, ihre Publikation verstehe sich als Heranführung von Leserinnen und Lesern an die steirische Kirchen- und Diözesengeschichte. Dies ist ihnen und den drei Mitautoren in den elf *thematischen Längsschnitten* zweifellos geglückt. Gewidmet wurde dieser Band von den Herausgebern *den steirischen Katholikinnen und Katholiken*. Da eine Widmung keine Grenze setzt, steht zu hoffen, dass diese Publikation über diesen Kreis hinaus Anerkennung und breite Rezeption finden wird.

Peter Wiesflecker

PAUL PARIN: *Untrügliche Zeichen von Veränderung. Jahre in Slowenien*. Wien–Berlin: mandelbaum-Verlag 2019, 196 S., zahlreiche Fotos im Nachwort von FRANZ JOSEF SCHOBER, € 20,–.

Die Untersteiermark lässt uns nicht los, bzw., sagen wir so: Selbst das Wort Untersteiermark oder die deutschsprachigen Namensformen ihrer Städte und Dörfer, wie Marburg, Pettau und Cilli, galten noch vor kurzem als politisch unkorrekt, man musste „der Mariborer Dom“ und die „Trujer Burg“ sagen, um nicht als Ewiggestriger aufzufallen, und die Gegend als „Štajerska“ benennen, um nicht als Revanchist zu gelten. Nun, da die Geschichte dieser Gegend zunehmend vorurteilsfrei aufgearbeitet wird, jetzt, da es möglich ist, eine Ausstellung unter dem Titel „Štajer-Mark“ mit slowenischen, deutschen und zweisprachigen Ansichtskarten der ausgehenden Monarchie sowohl im Pavel-Haus/Pavlova hiša in Laafeld (2018), im GrazMuseum (2019) oder auch in einer Kurzfassung in zahlreichen Institutionen Sloweniens und Österreichs zu zeigen, darf man auch, besonders wenn man selbst zweisprachig ist, von Marburg und Laibach sprechen, genauso selbstverständlich, wie auch Slowenen in ihrer Sprache von Gradec, Celovec oder Dunaj sprechen, wenn von Graz, Klagenfurt oder Wien die Rede ist.

In dieser Zeitschrift erschien im Vorjahr (Heft 93, Graz 2019, S. 143–144) aus der Feder des Grazer Historikers Günter Cerwinka eine Besprechung zu einem Buch zur Untersteiermark – Friedrich Hajeks Darstellung der schulischen Zwangsgermanisierung dieses Gebiets in der Zeit der Besetzung 1941–1945. In dieser Besprechung erwähnt der Rezensent auch zwei weitere Bücher zur Untersteiermark, die hier, weil sie mir lesenswert erscheinen, noch einmal erwähnt werden sollen: Drago Jančars Roman *Wenn die Liebe ruht* (2019; slowenisch: *In ljubezen tudi*, 2017, von der Grazer Übersetzerin Daniela Kocmut kongenial übertragen), sowie Martin Pollacks ergreifende Geschichte seiner Großtante *Die Frau ohne Grab* (2019); man könnte auch noch Pollacks 2004 erschienenes Buch *Der Tote im Bunker* hinzufügen, eine literarisierte Geschichte seines Vaters, welche, wie auch das Buch über seine Großtante, in Markt Tüffer zumindest teilweise angesiedelt ist. Dieser Ort (Markt) Tüffer ist das slowenische Laško (ein Name, den man bei uns allenfalls von der Biermarke kennt, verfügt der Ort doch seit 1825 über eine wichtige Bierbrauerei), ehemals ein wichtiges regionales Zentrum des Sanntals. Die Sann, slowenisch Savinja, ist übrigens auf dem Grazer Hauptplatz vertreten, weil sie als eine der vier allegorischen Flussnixen das Erzherzog-Johann-Denkmal flankiert; an diesem Fluss Sann spielen auch die meisten Erzählungen des Buchs, das nun besprochen werden soll.

Der Erzählband *Untrügliche Zeichen von Veränderung. Jahre in Slowenien*, der erste literarische Text des Autors Paul Parin, erschien bereits 1980 erstmalig in München. Dank seiner literarischen Qualität erregte er damals viel Beachtung und wurde aufgrund des großen Erfolges 1982 im Fischer-Verlag als Taschenbuch verlegt, 1989 ins Slowenische übersetzt und 1992 ein weiteres Mal veröffentlicht. Nun liegt der Text als Band 3 der von den Grazern Johannes und Michael Reichmayr vorbildlich herausgegebenen, auf 19 Bände angelegten Werkausgabe Paul Parins vor; der historische Zufall wollte es, dass diese beiden Brüder nicht nur mit Parins Lebens-

gefährtin Goldy Mattèy-Guenet verwandt, sondern auch wie diese in der Morellenfeldgasse 42 aufgewachsen sind. Der Autor der Erzählsammlung, Paul Parin, dessen Familienname übrigens auf der zweiten Silbe betont wird, ist ein 1916 in Graz geborener und in der Untersteiermark aufgewachsener Arzt und Ethnopsychologe mit einer höchst bemerkenswerten Biographie. Manche Quellen geben – nicht ohne sein Zutun – seinen Geburtsort mit Novi kloster/Neukloster an, einem Gut unweit von Polzela/Heilenstein, ebenso wie Tüffer an der Sann gelegen. Dieses Gut hatte der Vater von Paul, Otto Parin, um die Jahrhundertwende von der begüterten Großmutter des Autors geschenkt bekommen, deren Gatte es in Triest als führender Kaffeeimporteur der Monarchie zu einigem Reichtum gebracht hatte. Den Grund für dieses großzügige Geschenk erfahren wir in der Erzählung „Ein Regen in Triest und der Aufstieg einer Familie“: Die Mutter, also Parins Großmutter, befand, dass ihr Sohn im Gesicht allzu blass aussah und wohl der gesunden Landluft bedurfte. Parin merkt weiter an, dass sein Vater Otto von Beruf Lebemann, neudeutsch Playboy, war, und als Bedingung für die Übersiedlung auf ein Landgut dessen Erreichbarkeit mit der Südbahn stellte – „ich denke, wegen der Damenwelt“, wie der Autor augenzwinkernd vermerkt.

Parin benennt im Übrigen im gesamten Buch, das im Laufe der 1970er Jahre entstand, sämtliche Orte mit ihren slowenischen Namen, und man bekommt den Eindruck, dass er, im alten Jugoslawien aufgewachsen, die deutschen Namen auch gar nicht kannte oder wenigstens nicht kennen wollte: In seiner Kindheit, also in der Zeit ab November 1918, war praktisch von heute auf morgen alles Deutsche eliminiert worden, die *Marburger Zeitung* musste als Verlagsort Maribor angeben, die *Deutsche Wacht* bald darauf analog Celje, und der Deutschunterricht wurde sogar in solchen Orten zumeist ersatzlos gestrichen, deren Bevölkerung mehrheitlich deutschsprachig war. Möglicherweise wurde dies als die einzige Möglichkeit gesehen, das Slowenische auf die Beine zu stellen. Die Nennung der Topographie auf Slowenisch in Parins Prosa könnte vermuten lassen, Paul Parin wäre in dieser Zeit als aufgeklärter und kritischer Adoleszent bestrebt gewesen, die Sprache der Angestellten seiner Eltern zu lernen. Dem war aber nicht so, und der junge Paul wurde in Novi kloster/Neukloster von Privatlehrern deutsch erzogen, absolvierte das Grazer Lichtenfels-Gymnasium jahrelang mit Externistenprüfungen und übersiedelte erst 1933 für das Maturajahr nach Graz, wo er 1934 die Matura glänzend bestand und ein Medizinstudium aufnahm. Als – wenn auch assimilierter – Jude stieß er in diesem Jahr auf zahlreiche mit den Nazis sympathisierende Schulkollegen, und in einer seiner Erzählungen („Alpträume werden Wirklichkeit; es geht unter die Haut“) ist die Rede davon, dass die „Hakenkreuzler“ nacheinander drei jüdische Mitschüler ermordeten. Wie man aus dem Nachwort von Franz Josef Schober „Paul Parins frühe Jahre: Fakten und Fiktion“ erfährt, äußerten an dieser Darstellung zwei Zeitzeugen, Parins Mitschüler Heinrich Körbitz und Paul Kraus, entschiedene Zweifel, und wir stehen vor der Frage, ob die Erzählungen des Bandes als historisches Zeitdokument oder doch nur als freie literarische Verarbeitung zu lesen sind. Wenn Parin selbst diese Morde auch außerliterarisch bestätigt hat (sie seien rasch als Unfall abgetan worden und die österreichische Polizei hätte kein Interesse daran gehabt, sie aufzuklären), bekennt er doch an verschiedenen Stellen, dass es sich bei seinen Texten zu Slowenien um einen Mix an Fiktion und Fakten handle – so habe er *de facto* sechs Pfarrer gekannt und aus diesen in der letzten Erzählung des Bandes vier gemacht, und auch andere Details seien nicht immer buchstäblich und wortwörtlich zu nehmen.

Im Jahr 1937 verließ Parin das damals schon von Nazis stark unterlaufene Österreich und ging nach Zagreb, wo er sein Medizinstudium fortsetzte. Es gelang ihm und einem jüdischen Freund in der Folge außerdem, anderen österreichischen Juden, die nicht so schnell reagiert hatten, im Jahr 1938 in einer abenteuerlichen Aktion die Flucht über die Mur nach Jugoslawien zu ermöglichen, was in der Erzählung „Fluss an der Grenze“ spannend verarbeitet wird.

In dieser Zeit enden auch die Erinnerungen an Parins Kindheit und Jugend; die weiteren Kriegsjahre verbrachte er in der Schweiz, wo sein Vater das Heimatrecht besaß und er 1943 zum Doktor der Medizin promovierte. 1944 schließen sich Parin und seine spätere Frau, die ebenfalls in Graz geborene Goldy Parin-Matthèy, im Rahmen einer Schweizer Ärztemission den jugoslawischen Partisanen an. Nach dem Krieg verlassen die beiden Jugoslawien aber bald wieder und lassen sich endgültig in der Schweiz nieder. Dort absolvieren sie beide eine Ausbildung als Psychoanalytiker und entwerfen, gestützt auf zahlreiche Forschungsaufenthalte bei indigenen Völkern, die Ethnopschoanalyse: Wie Parin selbst schreibt, habe ihm der frühe Kontakt mit zahlreichen Völkern, wie Bosniern, Montenegrinern, Serben, Kroaten und Slowenen den

Weg dahin gewiesen. Viele dieser Erfahrungen und Beobachtungen sind auch in die Erzählungen des vorliegenden Bandes eingeflossen, der jedem ans Herz gelegt sei, der bereit ist, sich auf einen Lebensweg einzulassen, der von der Monarchie über das Königreich Jugoslawien und das sozialistische Jugoslawien in die demokratische Schweiz führte. Parin, dessen Frau 1997 starb, lebte bis 2009 und hinterließ ein beeindruckendes Oeuvre, in dem die besprochene Erzählung eine Sonderstellung einnimmt.

Heinrich Pfandl

GÜNTHER JONTES: *Vor tausend Jahren. Stift Göss in Leoben als älteste Klostergründung der Steiermark*. Leoben 2020, 83 Seiten, zahlr. Abb.

Weiter als die Geschichte des Gösser Bieres reicht die des Stiftes Göss zurück. Dass letztere mehrfach und gehörig in Erinnerung gerufen wird, ist auch ein Verdienst von Günther Jontes. Der häufig gefragte Kulturwissenschaftler – jüngst in einer Serie des ORF Landesstudio Steiermark als scharfsinniger Interpret von Mundartwörtern – vollendete im Dezember des Vorjahres sein 80. Lebensjahr. Viele Jahre leitete er das Museum der Stadt Leoben und lehrte am Volkskunde-Institut der Universität Graz. Mit dem Göss-Buch machte er sich ein schönes Geburtstagsgeschenk. Es erschien in der Schriftenreihe des Obersteirischen Kulturbundes, in dessen Präsidentschaft Frau Hofrätin Dr. Lieselotte ihrem Mann Günther Jontes nachfolgte. Von 20 Schriften des Kulturbundes hat die Hälfte Günther Jontes zum Autor oder Herausgeber, wie über diese bisherigen Notizen hinaus die letzte Umschlagseite des Göss-Buches die Stationen seiner Karriere und die zahlreichen Preise und Ehrungen eindrucksvoll auflistet.

904 wird der Ortsname Göss (*villa Costiza*) erstmals in einer Königsurkunde genannt, und am 1. Mai 1020 übergibt Aribio III. aus dem im bayerischen Chiemgau beheimateten Hochadelsgeschlecht das Stift Göss aus seinem Eigentum Kaiser Heinrich II. Göss ist damit, wenn auch nur kurze Zeit, Reichsabtei, einmalig auf österreichischem Boden. Aribio wird ein Jahr später Erzbischof von Mainz.

Es ist ein ästhetisches Vergnügen, diese Urkunde zu betrachten (Abb. S. 9), mit ihrer gestochenen Karolingischen Minuskel, dem geheimnisvollen Zeichen des Chrismons, einer Anrufung Gottes, dem Monogramm des ausstellenden Herrschers und der angehängten Goldbulle.

Während Herwig Ebner im Handbuch der Historischen Stätten schreibt, „ursprünglich vielleicht als Kanonissenstift errichtet [...] übernahm es im 12. Jh. die Benediktinerregel“, verweist Jontes auf den Text der Urkunde, in dem eindeutig von einem Kloster die Rede sei: „*monasterium puellorum ad regulam sancti Benedicti ...*“. Unbestritten ist jedenfalls, dass sich der Konvent aus „Höheren Töchtern“ zusammensetzte. Seine Namen lesen sich wie das Who is Who des steirischen Adels.

Die Grundherrschaft des Stiftes umfasste nicht nur Besitz in der Steiermark, sondern auch in Kärnten. Aus den Bergrechten um Luttenberg und Pettau stammte der nicht bloß liturgisch notwendige Wein. Franz Pichler hat die vielen Quellen zur Besitzgeschichte auf nicht weniger als 15 Seiten aufgelistet, das älteste Gesamturbar stammt aus den Jahren 1459–1462.

Das kleinteilig in 17 Kapitel gegliederte Buch (ein Inhaltsverzeichnis fehlt) wird dominiert von kunstgeschichtlich-volkskundlichen Themen, wie sie den Schwerpunkten der Publikationen von Günther Jontes entsprechen. Überwiegend basiert sein Inhalt auf Vorarbeiten des Verfassers. Aber kaum jemand aus der Zunft, der sich mit steirischer Geschichte befasst(e), der nicht im beigefügten Literaturverzeichnis aufscheint, darunter die Verstorbenen Heinrich Appelt oder Karl Bracher.

Nach Erläuterungen zur Urkunde und den Anfängen des Stiftes analysiert Jontes die barocke Stiftschronik als „wichtige Erkenntnisquelle“, beldagt die Verschleuderung von Klostergut nach der Aufhebung, wirft einen Seitenblick auf die Ummauerung des Stiftskomplexes und verweilt kurz bei dem Rest des profanierten Lambertikirchleins an der Gösserstraße. Von der ehemaligen Pfarrkirche St. Andreas blieb nur der Turm stehen, nachdem die Stiftskirche deren Funktion übernommen hatte.

Aus dem zauberhaften Brunnhöfl treten wir durch das filigran verstärkte Südportal ein in die Stiftskirche. Da nehmen sogleich die Pfeiler das Auge gefangen, die in ihrer „spätgotischen Verspieltheit besonders faszinierend wirken“, sowie die schlingförmigen, nur mehr dekorative, aber keine Tragefunktion besitzenden Gewölberippen.